

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 3

14. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Februar 1950

**INHALT:** Zum Kolonial-Problem: Entwicklungsphasen der Kolonialländer — Von der Ausbeutung zur Erziehung — Die heutige Verantwortung.

**Katholische Erneuerung (Fortsetzung):** Die Kirche heilsgeschichtlich — Der Einzelne heilsgeschichtlich — Bedeutung des Gesetzes — Der berufene Einzelne — Konflikte mit der Kirche.

**War Petrus in Rom?:** Bisherige Ergebnisse der Geschichtswissenschaft — Die nichtkatholischen Historiker — Gründe und Zeugnisse für die Anwesenheit des Hl. Petrus in Rom — Schlussfolgerungen.

**Wahrheit über China (Fortsetzung):** Die Haltung des chinesischen Kommunismus gegenüber der Kirche: direkte und indirekte Verfolgung — Das Verhalten der Christen — Ein Gesamteindruck: Russischer Ursprung — volksfremde Art.

**Ex Urbe et Orbe:** Auch eine Perspektive — Wird Indien dem Kommunismus standhalten? — Heiliges oder unheiliges Jahr?

## Zum Kolonial-Problem

Wenn wir das Buch der Geschichte der Kolonisation aufschlagen, so finden wir darin grauenhafte Kapitel. Ganze Völkerstämme wurden ausgerottet, andere dezimierte man durch den Alkohol, oder man korrumpierte sie, wieder andere betrog man, in dem man ihnen für ihre natürlichen Reichtümer wertlosen Tand gab und schliesslich wurden viele Hunderttausende von Menschen in dieser oder jener Form zu Sklaven gemacht. Kurz: die aus der christlichen Zivilisation kommenden Europäer verschuldeten sich sowohl gegenüber dem Christentum, wie gegenüber diesen armen, hilflosen Völkerstämmen in einer Weise, dass jedwelcher daraus entstehende Hass gegenüber der weissen Rasse menschlich nur zu verständlich wurde. Die Tatsache der zahlreich entstandenen Mischvölker mag zunächst manches in versöhnlicherem Lichte erscheinen lassen, vermag aber dieses düstere Kapitel kaum wesentlich aufzuhellen.

Wenn dieses den einen Abschnitt der Kolonisationen kennzeichnet — der im übrigen durchaus noch nicht völlig abgeschlossen ist —, so wird ein zweiter Abschnitt durch den der kaufmännischen Vernunft und der Politik des Imperialismus beherrscht. Einerseits erkannte man den Arbeitswert dieser fremden Völker, der um so höher zu veranschlagen war, als meistens nur sie in den Klimatas ihrer Länder arbeiten konnten, und andererseits sah man ein, dass das Herausziehen eines ständigen Nutzens wichtiger und wertvoller war als das Abschachten des Huhnes, das die goldenen Eier legen sollte. Hinzu kam, dass die imperialistische Politik durch eine vernünftige Kolonisation zu einem Machtzuwachs der Kolonialmacht von nicht zu unterschätzender Bedeutung wurde.

Grundsätzlich spielten auch in diesem Abschnitt kulturelle, religiöse oder menschliche Gründe nur eine untergeordnete Rolle. Die Macht, die technische, disziplinierte Ueberlegenheit und die Möglichkeit, durch sie den eigenen Reichtum vermehren zu können, waren die Haupttriebkraft sowohl des Einzelnen wie der Nation, der er angehörte.

Und trotzdem: auch die Vernunft trägt ihr Gesetz in sich. Als einmal der Weg der egoistischen Vernunft beschritten wurde, war sie es, die die Kolonisatoren zwang, denselben logisch weiter zu verfolgen. Der dem eigenen Vorteil nützliche Eingeborene musste vor seinen Feinden, vor der ihn umgebenden, wilden Natur, vor Krankheit, vor zu schneller Arbeitsmüdigkeit beschützt werden. Es erwies sich ferner, dass die Hebung seiner natürlichen Kraft und Intelligenz, seiner Arbeitsfreudigkeit, nur von Vorteil für den Kolonisateur sein konnte und dass, je zivilisierter der Eingeborene wurde, je freier er sich fühlte, er sich zu einem wertvollen Verbündeten entwickeln konnte. So entstanden Hospitäler, Schulen, würdigere Behausungen und andere zivilisatorische Einrichtungen und die bisherigen rohen Kolonisationsmethoden wurden immer mehr durch verfeinerte, menschenwürdigere ersetzt.

Diese neue, fortschrittlichere Art der Menschenbehandlung hatte einen um so grösseren Erfolg, als sie erheblich mehr mit einer anderen Arbeit harmonierte: der der christlichen Missionare. Diese haben unendlich viel mehr geleistet, als gegen aussen in die Erscheinung trat. Nicht nur, dass sie eine grosse Anzahl von Eingeborenen zu einem aufrichtigen christlichen Glauben bekehrten, haben sie die so verständlichen Hasswellen durch diesen gebrochen und gleichzeitig dafür gesorgt, dass die Auswüchse der Kolonisationsmethoden immer mehr verschwanden und das christliche Moment langsam die Oberhand gewann.

Es ist daher kein Zufall, dass alle wirklich grossen Kolonisatoren die aufopfernde Arbeit der Missionare auf das höchste anerkannten und dies nicht in einem egoistisch-nationalen oder gar politischen Sinn, sondern im rein menschlichen und christlichen.

Denn — der dritte Abschnitt der Kolonisationsgeschichte ergänzte den zweiten Abschnitt der Vernunft durch eine wirklich kulturelle Arbeit, deren hervorragendstes Beispiel, neben Galliëni, wohl immer Mar-

schall Lyautey, dieser französische Grandseigneur und tiefgläubige Katholik, bleibt.

«Rien ne se fera sans l'amour!» Dieses sein Wort ist der Kern seiner Riesenarbeit. Es genüge nicht, meinte er, Strassen, Häfen, Eisenbahnen usw. zu bauen; man müsse neben der notwendigen Entschlossenheit auch die Liebe haben und den Eingeborenen, aus seinen eigenen Traditionen heraus, zum Freunde gewinnen. War es da zu verwundern, dass Lyautey der intimste Freund von Père de Foucault wurde, den seine Schutzbefohlenen wie einen Heiligen verehrten? Der religiöse und der zivilisatorische Erzieher hatten sich gefunden. Wenn ein offizieller englischer Bericht aus dem Süden Afrikas feststellt, dass die grossen Erfolge der dort lebenden protestantischen Missionare Croisard und seiner Freunde der Tatsache zu verdanken seien, dass sie immer von den Traditionen, den Gefühlen und den Ansichten der Eingeborenen selbst ausgingen, so war diese Art der Erziehung auch für die meisten französischen Kolonisatoren eine richtunggebende. Damit soll nicht gesagt werden, dass von da ab alle Laster der Kolonisation, jeder persönliche oder nationale Egoismus, verschwunden waren, wohl aber, dass man sich allseits bewusst wurde, wie nur der aus freiem Willen Verbündete einen wirklichen Kraftzuwachs bedeutet und nur die letztendliche Gleichberechtigung und Freiheit in jeglicher Hinsicht das Ziel der Kolonisation sein könne.

\* \* \*

Dieser skizzenhafte Ueberblick der Entwicklung führt uns zu dem für unsere Zeit so entscheidenden Problem der christlichen Verantwortung.

Zuvor sei zweierlei festgestellt: in allen alten Kulturländern, wie Indien und denjenigen, die bis vor wenigen Jahren noch englische Dominien waren, war die Ueberführung des einstigen Kolonialvolkes in einen gleichberechtigten, freien und selbständigen Partner und Freund, trotz aller vorhergegangenen Schrecken und Grausamkeiten, eine verhältnismässig leichte Angelegenheit. Die alte Kultur dieser Länder vermählte sich mit den neuen, zivilisatorischen Errungenschaften, deren Wohltaten stärker und nachhaltiger empfunden wurden, als die frühere Ausbeutung. Gewiss waren diese dunklen Zeiten nicht vergessen — der Kampf Indiens um seine absolute Selbständigkeit bewies es von neuem —, aber da man letzten Endes durch die kolonisatorische Arbeit auch wesentlich gewonnen hatte und heute mit innerer wie äusserer Berechtigung als Nation, als eine kulturelle und effektive Macht auftreten konnte, war eine Versöhnung möglich.

Grundlegend anders aber verhielt es sich in den Kolonialgebieten, die von primitiven Völkerschaften bewohnt sind, oder bei denen, wie beim alten Kulturvolk der Araber, ihre Jahrtausend alte Kultur, von ihrer religiösen Prägung abgesehen, versandete. Aus allen diesen Völkern hatte die Kolonisationsarbeit, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Halbwüchsige gemacht, d. h. Völker, die noch in voller Entwicklung sind und die, wie jeder Halbwüchsige, noch nicht so weit sind, dass sie sich mit den bisher erworbenen Kenntnissen allein durchs Leben schlagen könnten, ohne nicht die leichte Beute irgendwelcher Demagogie zu werden. Dieser Zustand ist um so gefährlicher, als die hauchdünne Schicht der durch die Kolonialmacht an ihren Schulen und Universitäten gebildeten Intellektuellen zumeist von den religiösen und geistigen Traditionen ihres Volkes losgelöst ist, ohne dass sie sich genügend in den christlich-europäischen Traditionen verwurzelt.

In die Völkerschaften dieser Intellektuellen wird nun von diesen und von den Emissären einer Macht, die nur

die Freiheit des Konzentrationslagers kennt, die Parole der Freiheit geworfen. Jeder Halbwüchsige will frei sein; jeder glaubt, dass er des Lehrers nicht mehr bedürfe, und jeder versteht unter der Freiheit etwas anderes, vor allem aber die Entledigung dessen, was ihm unangenehm ist. Ueberliesse man sie der Freiheit, die sie wünschen, ja fordern, dann würden sie zu allen ungebundenen Leidenschaften nur noch weitere fügen und, wie ihre Ahnen, wieder zu Sklaven ihrer Herren oder ihrer Triebe werden.

Aber nicht nur das: diese Völkerschaften sind meistens ausgezeichnete Krieger. Die Natur, der Kampf mit ihr, haben sie dazu prädestiniert. Aufgeputscht gegen ihre «Unterdrücker und Ausbeuter», gegen den «Imperialismus» und den sie aussaugenden «Kapitalismus», würden sie unter der Macht einer einzigen, sie dirigierenden Hand zu einer tödlichen Gefahr werden können.

So hat das Kolonialproblem unserer Tage plötzlich aufgehört nur eines der betreffenden Kolonialmacht zu sein; dagegen weitete es sich zu einem Problem aus, das die ganze antikommunistische Welt nicht mehr ignorieren kann und darf. In einer abgewandelten Form ist die Entwicklung zum kommunistischen, roten China mehr als ein Fingerzeig: es ist ein Alarmruf! Das ist auch der Grund, warum die anderen Westmächte, und nicht nur das nächstinteressierte Frankreich, das in d o c h i n e s i s c h e Problem plötzlich ganz anders betrachten, als noch vor ganz kurzem und warum auf der Colombo-Konferenz der englischen Dominien des pazifischen Ozeans das kommunistische und in dessen Verbindung das indonesische Problem im Mittelpunkt ihrer Beratungen stand. Vor allem ist aber dies der Grund, warum wir die Frage der christlichen Verantwortung aufwarfen, die, von den Kolonialvölkern aus gesehen, nicht in erster Linie eine religiöse im Sinne der Konversion ist, sondern eine der christlichen Haltung in kultureller, wirtschaftlicher, sozialer und zivilisatorischer Hinsicht. Eine solche Haltung zu wecken und zu fördern geht über die offizielle Aufgabe der bisherigen Kolonialmacht weit hinaus und fordert, dass jeder Kaufmann, jeder Unternehmer, jeder Intellektuelle, der in irgendeiner Beziehung zu den Kolonialvölkern steht, aus seiner christlich-europäischen Verantwortung heraus handeln muss, will er dem Antichrist einen Erfolg streitig machen. Denn darüber seien wir uns klar: hier, auf diesem Gebiete der aufstrebenden Völker, wird der Antichrist die reichste Ernte finden, wenn der Egoismus der Europäer nicht der christlichen Verantwortung weicht!

Eine letzte Perspektive sei nur kurz skizziert. In der moralischen und materiellen Bedrängnis, in der sich Europa heute befindet, in seinem Suchen nach einem Kraftzentrum, das es ihm erlaubt, zwischen den beiden Kolossen Amerika und Sowjetrußland sein Leben und seine Eigenart zu bewahren, beginnt der eurafrikanische Begriff immer mehr Gestalt anzunehmen. Die unmittelbare Nähe dieses Erdteils, die Tatsache, dass auf ihm schon eine erhebliche zivilisatorische Arbeit geleistet wurde, die ungehobenen und doch so notwendigen Reichtümer seines Bodens, die genaue Kenntnis von Land und Völkern, sie alle weisen in diese Richtung hin. Aber auch die Sicherheit eines europäischen Réduits für den europäischen Menschen, sollte sich die rote Flut über seinen Erdteil ergiessen. Soll noch daran erinnert werden, welche grosse Arbeit die Kirche in diesem Erdteil bereits verrichtete?

Ginge dieser hoffnungsreiche Erdteil auch noch verloren, was würde dann aus diesen halbzivilisierten Völkern, aus Europa, aus der Welt? Diese Fragen enthüllen blitzartig den Ernst des Problems, das wir aufwarfen.

# Katholische Erneuerung?\*

## II.

Gehen wir nun nach dieser sehr skizzenhaften und rohen Umschreibung der existentiellen Situation zu dem über, was wir oben die Lösung Michels genannt haben.

Es hat uns hier vor allem ein Doppeltes zu beschäftigen. Das erste ist die heilsgeschichtliche Aufgabe der Kirche; das zweite die heilsgeschichtliche Aufgabe und Stellung des einzelnen Christen.

Michel bleibt nicht bei all den Einzelfragen, von denen wir oben einige gestreift haben, stehen, er zieht auch nicht aus der ziemlich einheitlichen Gesamtsituation, die sich ihm daraus ergibt, nur taktische Schlüsse, die etwa darauf hinausliefen, das Dogma durch Ausbau der Dogmengeschichte, oder durch Hervorheben seines «Verkündigungscharakters» zu verlebendigen, dem Sittengesetz in der praktischen Pastoration die Ergebnisse der modernen Psychologie beizufügen, auf dem Gebiet der Religion nach zeitentsprechenderen Kultusformen zu suchen, im sozialen und weltlichen Raum das Strukturbild einer neuen Gesellschaft zu entwerfen usw.

Für alles das gibt es zwar Ansätze und oft sehr wertvolle Hinweise bei Michel, diese stellen aber nicht sein Hauptthema dar. Ja Michel erklärt ausdrücklich: er wünsche nicht dahin missverstanden zu werden, als wolle er «innerkirchliche Kritik an Gehalten und Einrichtungen» üben oder eine «reformatorische» Grundhaltung einnehmen. Was er sucht und auch glaubt gefunden zu haben, ist eine bestimmte Gesamthaltung, die sich aus dem Wesen des Christentums ableiten lässt oder gar dieses Wesen ausmacht und aus der dann wie von selbst zeitentsprechende Einzelreformen erfließen. Hier erst stösst Michel eigentlich in das Gebiet der Theologie bzw. der Moral vor. Was er hier uns als Lösung vorzulegen hat, ist in seiner geschlossenen Einheit erst aus dem Schweigen und der Besinnung der Jahre 1944—1946 erwachsen.

### a) Die Kirche heilsgeschichtlich

In der Einleitung seiner «Renovatio» sagt Michel, dass dieses Büchlein — vornehmlich in seinem zweiten Teil — unter «betont endzeitlichem Aspekt» stehe. Was ist damit gemeint? Auf Seite 11 wehrt er sich gegen «die landläufige Vorstellung, dass die Kirche die körperschaftliche Institution der ‚christlichen Religion‘, insbesondere der katholischen Religion sei». Er will die Kirche «fundamental anders» verstanden wissen: «als eine neue Dimension der Wirklichkeit, die an einem bestimmten Zeitpunkt (mit dem Wirken und der Werkbesiegelung Christi) in den Weltenlauf hineingestiftet wurde und von da an wirkmächtig die Einzelnen und die Völker auf Aufnahme oder Ablehnung hin stellt». Kirche als Institution soll damit nicht geleugnet werden; ihre Aufgabe ist die «Verkündigung und Darbietung des ‚neuen Lebens‘». Darüber hinaus aber habe die Kirche auch diese Welt zu erneuern und zu verwandeln, und dieser zweiten Aufgabe habe sich die erste ganz und gar unterzuordnen, so dass sich die Kirche «aus der geistlichen Sendungsform der Ermöglichung des neuen Lebens in die Weltform seiner Verwirklichung transformiert (R 13): «die Kirche trägt in ihrem Lebensgrund die Bestimmung, im Werk des heilenden Dienstes an und in der Welt unterzugehen und in der erneuerten Schöpfung und Geschichte — in Weltform — aufzuerstehen», wobei es dann belang-

los sei, ob man diese Kirche in Weltform noch Kirche nennen wolle.

Damit will gesagt sein, dass «Kirche und Welt einander in heilsgeschichtlicher Bestimmung zugeordnet» (R 17) sind. «Alle Besonderheiten, die der Natur und Geschichte schöpfungsmässig eigentümlich sind», habe die Kirche «in heilsgeschichtlichem Prozess von ihrer Absonderung und Vereinzelung in die Verbundenheit des Ursprungs mit seiner verwandelten Kraft» heimzuziehen (ebda).

Dies geschieht aber — nach Michel — nicht dadurch, dass sich die Kirche «als eigenständige Besonderheit neben oder in der Schöpfung konstituierte» oder eine «nach Substanz und Form andersartige ‚Welt‘ schaffe»; nicht dadurch, dass sie die Menschen «aus dieser natürlich geschichtlichen Welt» herausnehme. Ein solcher Weg «heraus» finde zwar statt, aber nur als «Zwischenweg zur Einpflanzung in das Corpus Christi mysticum und damit in das Leben des kommenden Äon, damit diese mystische Gemeinschaft der Kirche sich in den natürlich-geschichtlichen Bereichen verwirkliche, sich als die schöpferische Kraft des Neuen Äon inmitten des Alten Äon bewähre» (P 176). Die eigentliche Lebensform der Kirche «lebt sich dar in dem Heilungs- und Wandlungsvorgang des natürlichen und geschichtlichen Gemeinschaftslebens, verkörpert sich im Werden des Volkes Gottes aus dem Material der Völker ‚dieses Äons‘».

Daraus schliesst Michel, dass die Kirche «nach ihrem inneren Sein darauf angelegt ist, ihr äusseres Sein nur als stetigen Ansatz und Ausgangsort für ihr Eingehen in die Lebensformen der Natur und Geschichte zu verstehen, zu deren grundhaftem neuen Lebensprinzip sie wird» (P 177). Der eigene kirchliche Gemeinschaftsbereich bestehe immer nur zurecht «in Hinordnung auf, in Unterordnung unter jene eigentliche Lebens- und Wirkform der Kirche». Heimholung der Volkstümer und ihres Lebensaufbaues in die Gliedschaft «des Volkes Gottes» ist darum das Hauptanliegen der Kirche. «Die Völker in ihrem natürlich-geschichtlichen Lebensaufbau sollen ‚Volk Gottes‘ werden, nicht die in das Volk ausgebreitete kirchliche Religionsgemeinschaft mit Herrschaftsansprüchen und Verchristlichungstendenzen» (P 178).

Damit wird letztlich ein Endpunkt ins Auge gefasst, an dem die Kirche als selbständige Gemeinschaft «im Werk des heilenden Dienstes an und in der Welt untergeht», um in «Weltform» als im Glaube, Liebe und Hoffnung erneuerte Schöpfung und Geschichte wieder aufzuerstehen. Das ist nach Michel der christlich-eschatologische Aspekt der Kirche. So treffen sich letztlich Kirche und Welt nicht, indem die Welt in der Kirche aufgeht, sondern indem die Kirche in der Welt aufgeht; die Welt freilich durch den Dienst der Kirche erneuert und gewandelt ist. So sehr gewandelt ist, dass dann im Neuen Äon es weder Staats- noch Herrschergewalten, noch ein Gesetz geben werde.

Warum diese Sicht gerade heute von so eminenter Bedeutung sei, erfahren wir z. B. im «Partner Gottes», Seite 188:

«Die Kirche konnte lange Jahrhunderte den Auflösungs- und Zerfallstendenzen dieses «Äons der Sünde» durch Einsatz ihrer religiösen und moralischen Gesetzesmacht erfolgreich begegnen; sie hat überdies die echten Glaubenskräfte ihrer Glieder und Gemeinschaften als erhaltende und erneuernde Mächte in die Welt hineingegeben. Aber ihr gesetzhaftes Wirken war an die natürliche Voraussetzung gebunden, dass Bereitschaft und

\* Vgl. Orientierung 1950, Nr. 2

Befähigung für die gesetzhafte Regeneration in der Völkerwelt vorhanden seien. Dass dies ‚post Christum natum‘ zeitlich unbegrenzt so weiter gehen könne, dass die Gesetzeskräfte und -halte und die gesetzhaften Methoden der Kirche immer wieder von neuem dem Zerfall und der Auswucherung des Völkerlebens begegnen könnten, ist zwar in kirchlichen Kreisen eine fast selbstverständliche Ueberzeugung. Aber dieser Ueberzeugung fehlt die heilsgeschichtliche Perspektive; bar jeder Sicht der geschichtlichen Dimensionen und ihrer Bedingungen des Werdens und Vergehens, geht sie von der ‚prinzipiellen Gültigkeit‘ der kirchlichen Gesetzesordnungen aus und pocht auf die unvergängliche Dauer der Kirche. ... «Er gibt den heilsgeschichtlichen Zeitpunkt, an dem auch den besinnlichen Glaubenslosen die Ahnung aufgeht, dass es mit der Belebung und Aktivierung der alten Hilfs- und Rettungsmittel nicht mehr geht: dass die Not zu gross geworden, die Ansatzstellen für die bisherige Art der Hilfe an den Völkern und ihren Gliedbildungen zu geschwächt und aufgelöst sind. Die geschichtlichen Gesetzesmächte verlieren wider ihren Willen ihre Sendung und Wirkkraft und müssen sich mit einer bescheideneren Rolle begnügen. Es ist der Zeitpunkt ... wo es sich um das Ganze der geschichtlichen Rolle dieser Gesetzesmächte handelt.» (P. 188—90.)

Nehmen wir eine ähnliche Stelle aus der «Renovatio hinzu (S. 111):

«Der Schwerpunkt der christlichen Bewährung hat sich angesichts des Bankrotts des Völkerlebens, in dem die früheren Formen der Durchchristlichung aufgelöst, verbraucht und nicht mehr wiederholbar sind, sicherlich stärker in die öffentliche Christenexistenz verlagert: in die Glaubensumkehr des Volksgliedes im Christen, in die glaubensbegründete Verantwortung des Volksdaseins und Volksaufbaus und der zwischenvölkischen Ordnungen. Den Unentwegten, die es in früherer Weise wieder mit ausgebreiteter christlicher Einzel- und Massenmissionierung der Seelen und im übrigen mit kirchlichem, vorzüglich religiös-gesetzlichem Einfluss auf die staatlichen Mächte und innerstaatlichen Körperschaften und Institutionen glauben schaffen zu können, ist geschichtlich heute der Boden entzogen. Denn jene Methoden sinken in der epochalen geschichtlichen Krise und Katastrophe des Völkerlebens als überlebt und kraftlos geworden mit ab.» Die Formen, in denen die Kirche sich heute noch in das Völkerleben wirksam bezeugen könne und müsse, «sind nicht mehr die überlieferten der Lehre, der gesetzlichen Praktiken, der Ausweitung und Intensivierung einer besonderen religiösen Lebenssphäre», sondern «der Dienst der schöpferischen Liebe, die Transformation der Glaubenskraft in die Alltagsformen beispielhaften Gemeinschaftsaufbaues in berufenen Volkszellen aller Art».

Wir haben ausführlich zitiert, um den Gedanken Michels nicht zu verfehlen. Es scheint uns ein Dreifaches hier miteinander verflochten: 1. Das heilsgeschichtliche Prinzip. Die Kirche als Institution, d. h. mit Hierarchie, Sakrament, religiösem liturgischem Bereich, ist kein Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der Durchheiligung der Welt mit ihren natürlichen Ordnungen und ihrer Geschichte. Sie ist daher auf Abbau bestellt, je nach dem Grad der Erreichung dieses Zweckes.

2. Die heutige Situation der natürlichen Bereiche ist durch die geschichtliche Entwicklung mit den Mitteln der bisherigen Praxis, zumal mit Gesetzesmethoden, nicht mehr zu meistern. Die Gründe dafür haben wir im ersten Teil bereits angedeutet.

3. Daraus ergibt sich die radikale Forderung auf Abbau der gesetzhaften Methoden und die verstärkte Hervorstellung der Verantwortung aus christlichem Glauben im Dienst schöpferischer Liebe in den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Plastisch fasst Michel diesen Gedanken auf der letzten Seite des «Partner Gottes» in eine Art Parabel zusammen, die er Martin Buber entnimmt. Ein Rabbi des Ostens verliess eines Tages seinen Lehrstuhl, ging mitten unter das Volk, das schwere Not litt, und rief zur sofortigen Hilfe auf. Zur Rede gestellt ob dieses sonderbaren Gebarens, gab er zur Antwort: «Wenn ein Tisch drei Füße hat, und von einem der Füße wird ein Stück abgebrochen, was tut man? Man stützt den Fuss ... und der Tisch steht. Wenn nun aber auch ein zweiter der drei Füße entzweibricht, gibt es kein Stützen mehr. Was tut man

da? Man kürzt auch den dritten Fuss und der Tisch steht. Unsere Weisen sagen: Auf drei Dingen steht die Welt: auf der Lehre, auf dem Dienst und auf den Taten der Liebe. Als das Heiligtum zerstört wurde, brach der Fuss des Dienstes. Da stützten ihn unsere Weisen, indem sie sprachen: ‚Der Dienst mit dem Herzen, damit ist das Beten gemeint.‘ Wenn nun aber die Taten der Liebe hinschwinden und der zweite Fuss Schaden litt, wie soll die Welt da noch beharren? Darum bin ich aus dem Lehrhaus weg und auf den Markt gegangen. Wir müssen den Fuss der Lehre verkürzen, dass der Tisch der Welt wieder standhalte.» Eine Parabel. Wenn man nur dann an dem Tisch noch sitzen kann, möchte man sagen. Aber auf die Beurteilung wollen wir jetzt noch verzichten.

### b) Der Einzelne heilsgeschichtlich

Wenden wir uns jetzt — mit Uebergang verschiedener Schlussfolgerungen, die Michel noch aus der heilsgeschichtlichen Aufgabe der Kirche für diese zieht — dem Einzelnen zu. Auch hier sucht Michel über die Zeitsituation von heute hinaus ins Zentrale vorzustossen und so die Forderung der Stunde aus dem Wesen des Christseins zu untermauern. Wodurch sich das Christentum von der jüdischen Religion (wenigstens zur Zeit Jesu) unterscheidet, ist die «Freiheit des Christenmenschen». Damit ist gemeint: «Der Vater Jesu Christi will die freie Antwort des Menschen, den er als Partner geschaffen und berufen hat. Er will gewiss ein gläubiges Sichanvertrauen, ein zentrales Leben des Menschen von seinem lebendigen Wort her; dies aber als freie Antwort des zur Mündigkeit berufenen Sohnes, aus der Verantwortlichkeit des aufgerufenen Selbst» (P 26). Der Mensch soll also als Partner Gott gegenüberstehen, weshalb auch Michels erstes Buch nach 1945 diesen Titel trägt. «Denn nur der Mensch, der in der Anrede des lebendigen Gottes, des Vaters Jesu Christi, zu seinem eigenen Selbst gekommen ist, — und nur von der Du-Anrede Gottes her wird das Selbst des Menschen hervorgerufen und konstituiert — ist frei, das wirkliche Wort, den echten Willen Gottes zu vernehmen» (ebda).

Zwei «existentiell sündige Haltungen», die auf bewussten oder unbewussten Grundentscheidungen des Selbst beruhen, stellt Michel demgegenüber: Die Selbstherrlichkeit des autonomen Menschen und den «religiös hörigen Menschen», bei dem «an die Stelle des Partners Gottes das willenlose Werkzeug Gottes tritt. Bei dem zweiten kann entweder die «Auflösung des Selbst bis zur Abtötung des eigenständigen Gewissens führen» oder die gotthörige, unfreie Seele entgleitet «in die Haltung des Gesetzesmenschen, wird doch mit der Preisgabe des Selbst zugleich die persönliche Entscheidungsfähigkeit gelähmt» (P 29). So tritt an die Stelle «der freien, vertrauensgetragenen Antwort die ängstliche, unterschiedslose Erfüllung jedes sog. Gebotes». Von hier aus gesehen, erscheint Michel das Gesetz (einschliesslich des Sittengesetzes) geradezu als eine «demiurgische Macht», die der Mensch vergötzt. «Der gesetzgebundene Mensch, das ist zunächst jeder, der, anstatt in der Zwiesprache mit der Gottesmacht zu leben, in zentraler und unbedingter Weise unter dem Fixstern- oder Planetensystem von Normen, Ordnungen, Geboten steht, sei es unter der Herrschaft des sittlichen Gewissens und des autoritativ formulierten göttlichen Sittengesetzes oder unter dem Anspruch eines rituellen und kultischen Heiligkeitgesetzes» (P 16). Michel kann sich gar nicht genug tun, gegen diesen gesetzgebundenen und knechtischen Menschen, sei es gegenüber dem Sittengesetz oder auf dem Gebiet der Gottesverehrung (er nennt diese Gesetze zusammenfassend «Religion») in allen möglichen Variationen Sturm zu laufen und uns die verheerenden Folgen einer solchen Haltung darzustellen: die Angst, die Zwangsneurosen, die Ghetto-

haltung, die Unselbständigkeit eines solchen Menschen. Er wirft der Kirche vor, weithin zu einer solchen Gesetzesreligion geworden zu sein und damit das Wesen der christlichen Haltung zu verfehlen.

### *Die Bedeutung des Gesetzes*

Trotzdem wäre es verfehlt, wollte man ihm vorwerfen, er suche jegliches Gesetz und jegliche Religion einfachhin abzuschaffen. Es gibt zahlreiche Stellen in jedem seiner Bücher, wo er dies ausdrücklich leugnet. Wir müssen also seine Stellung noch genauer erforschen.

Michel denkt sich die Sache etwa so: der aus dem Glauben in der Liebe lebende Christ fragt in den verschiedenen konkreten Lebenslagen und Entscheidungen, vor die er sich gestellt sieht, nicht nach allgemeinen Gesetzen, nach Prinzipien des Sittengesetzes, die er nun auf seinen konkreten Fall kasuistisch anwendete; eine solche Haltung scheint Michel wurzelhaft unchristlich zu sein. Der Christ sieht sich vielmehr dem erbarmenden Gott, dem Vater Jesu Christi gegenüber als mündigen Sohn, der von keinem «Gesetz» behindert, in freier Antwort, in der jeweiligen Situation, von Fall zu Fall, aus dieser seiner liebenden Sonnhaltung heraus, Gott Antwort gibt. Tatsächlich wird er dabei, äusserlich gesehen, zu meist dasselbe tun, wie der Mensch «ethisch orientierter Lebensrichtung», aber aus einer «qualitativ» anderen Einstellung. Man wird auch aus seinem Verhalten nachträglich ein System von Normen zusammenstellen können. Es wird ihm aber nicht Leitstern seines praktischen Handelns sein: Er erfüllt also das Gesetz, aber nicht als Gesetz, sondern in «spontaner Erkenntnis» und in «spontanem Wirken aus Glaube und Liebe» (cf. P 35/6).

Michel geht in der Ablehnung der Gesetzeshaltung soweit, dass er — seinen Gedanken durchaus logisch verfolgend — schreiben kann: «Wo immer ... Gott als fordernder Gesetzgeber und moralischer Richter dem Menschen gegenübergestellt wird, da liegen vom Menschen her Projektionen in Gott hinein vor ... In diesem Vorgang jedoch verwandelt sich unerbittlich das ursprüngliche ganzheitliche Vertrauensverhältnis zwischen Vater und Sohn (paulinisch), Vater und Kind (johanneisch) in kultisch-rituelle oder ethische Gesetzesreligion» (P 18/19). Es genügt Michel also nicht, wenn «in der Fassung des Gottesbegriffes dem strengen Herrn und Gesetzgeber ein zweiter, gnädiger Wesenszug zugesprochen wird» (P 21). Christus habe nicht aus dieser Welt der Schöpfung und Geschichte erlöst, sondern in ihr «mit der Herrschaft der Dämonen und anderer Zwischengewalten auch die Herrschaft der Gesetzesmächte und Gesetzesreligionen in den Menschenherzen gebrochen» (ebda).

Welchen Sinn hat demnach noch das Gesetz?

Für das Handeln des Christen im Vollsinn eigentlich keinen und so kann Michel schreiben: «Es gibt also kein christliches Sittengesetz in der Reihe der geschichtlichen Sittengesetze und ethischen Systeme ... Wenn Sören Kierkegaard von der «Suspension des Sittlichen durch das Religiöse» spricht, so meint er eben dies. Zugespielt könnte man sagen: Der Christ ist so wenig primär ethisch bestimmt, dass er bereit ist, gegebenenfalls harte, ja scheinbar «unethische» Handlungen zu vollziehen; Handlungen, die nicht seiner Gesinnung und seinem Willen entspringen, sondern im Gehorsam des Glaubens gründen. Eines Glaubens jedoch, der im festen Vertrauen auf den Heilswillen Gottes und auf die unerforschlichen Wege seiner Liebe steht» (R 55).

Als «seinhaft gültige und konkret gebotene Lebensordnungen», deren Erfüllung aber nicht dem unmittelbaren

Eintritt des Menschen, der «direkten Gesetzeserfüllung» zugemutet wird, bleibt jedoch natürlich das Naturgesetz oder die geoffenbarte göttliche Weisung bestehen (P 17).

An manchen Stellen freilich billigt Michel wieder in gewissen Grenzen die Aufstellung einer Sittenordnung. So z. B. in der Renovatio S. 53: «Die Aufstellung einer Sittenlehre durch die Kirche musste nicht aus des Gesetzes Werk sein; sie konnte ihren Ursprung — wir wiederholen dies — auch aus der Liebe haben, die das Leben schützt. Denn das Leben bedarf solchen Schutzes ... Im Hinblick darauf sind ethische Weisungen autoritativer Art durch die Kirche auch christlich gerechtfertigt.» Aber dies ist nach Michel dann eben doch entweder pädagogische Massnahme oder Schutz vor Verirrung und keinesfalls im Kern christlicher Haltung miteingeschlossen.

### *Der berufene Einzelne*

Es liegt nahe, die Frage zu stellen, wie sich nun Michel im Fall eines Konfliktes von Gesetz und innerer Berufung des Einzelnen in bestimmter Situation die Lösung dieses Konfliktes denkt. Wo es sich nicht um seinshafte Normen des Sittengesetzes oder eindeutige Weisungen der Offenbarung, sondern um Weisungen, kraft der Autorität der Kirche (die Michel durchaus anerkennt), handelt, fordert er die Möglichkeit des «berufenen Einzelnen». Dieser spricht kein «prinzipielles Nein gegen die Autorität», denn so würde er «Haeretiker oder Sektierer». «Solange aber der ‚Erneuerer‘ in der Liebe zur Kirche bleibt, bleibt diese in ihm, wie immer auch die Frommen, die Theologen und Hierarchen sich zu ihm verhalten mögen ... Denn nicht der ‚Einzelne‘ steht hier gegen die Autorität der Kirche, sondern die ungeteilte Quellkraft der Kirche, in diesem Sinn die ganze Kirche, nimmt hier einen besonderen Weg. Sie beruft den Wirkenden zum spontanen, der Gottesstunde eingeborenen namentlichen Organ ihres schöpferischen Wirkens.» Ja noch mehr: «Diese ‚Kategorie des Einzelnen‘ muss unabdingbare christliche Perspektive bleiben ... Ordo, Amt und organisch-religiöses Leben der Kirche werden im Kern achristlich, wenn die Ausnahme, jene Aussonderung im Sinn der ‚Freiheit des Christenmenschen‘, nicht bejahte Möglichkeit bleibt; ja noch mehr: wenn sie nicht als eine grundhafte Lebensbedingung für die Kirche selbst anerkannt wird» (R 24).

### *Konflikte mit der Kirche*

Absolute Forderungen des Sittengesetzes wird Michel grundsätzlich im allgemeinen anerkennen, bzw. er wird, wie oben gesagt, keine Konfliktmöglichkeit mit ihnen sehen. Trotzdem können natürlich im konkreten Fall aus der Haltung Michels sehr bedenkliche Situationen entstehen: So z. B.: wenn er im Ehebuch auf die Unauflöslichkeit der Ehe zu sprechen kommt. Michel greift, um das Wesen der Ehe und ihren Sinn zu erfassen, bis auf «die primäre Du-Bezogenheit des Menschen, die sein Menschsein konstituiert», zurück. In der Ehe sieht er diese Bezogenheit «elementar ganzheitlich» bis «in die Rätseltiefe der Leiblichkeit hinein» verwirklicht. Ehe ist ihm «Gemeinschaft des Leibes im Sinn des ganzen, ungeteilten Lebens; das Geschlechtliche ist somit ein Lebensvorgang, der zwischen den beiden (Partnern) als natürlichem Gesamtwesen Einheit stiftet» (E 17). Das bewirkt seinhaft eine «gegenseitige Abhängigkeit»; eine «Gebundenheit in Freiheit», was nicht gleich viel sei mit einer

«Gebundenheit durch den freien Willen». Das will besagen, dass die Gebundenheit nicht aus dem «Vertrag» der Ehe, den man frei eingehe, stamme, sondern aus der Natur dieser Gemeinschaft, in die man sich freiwillig hineinbegebe. – Daraus folgert Michel, dass, wenn diese Erschliessung oder Einheit als Lebensvorgang schuldhaft in die Brüche gehen sollte, oder trotz des Jawortes (das ehrlich gemeint gewesen sein kann) von Anfang an auch nicht initial vorhanden war, vielleicht gar nicht vorhanden sein konnte, die Ehe eine «Scheinehe» sei. «Eine solche ‚Ehe‘ als Ehe fortzuführen, wäre die Zumutung einer Lebenslüge» (E 31). Man könnte dem entgegenhalten, dass die Ehe als Vertrag und Sakrament trotz dieser Brüchigkeit der Geschlechtsgemeinschaft weiterbestehe. Aber Michel erwidert: ein Vertrag gehe «auf bestimmte, im voraus überschaubare Leistungen, Anforderungen, Tätigkeiten, Haltungen», d. h., er sei nur «verträglich mit der Uebernahme solcher Verpflichtungen, deren die Vertragspartner Herr sind; also nicht mit solchen, die nicht vorweggenommen werden dürfen, weil ihre Erfüllungsmöglichkeit wesentlich unter der Mitbestimmung kommender Wandlungen und Schickungen des menschlichen Lebens steht. Uebernehmen die Partner Verpflichtungen dieser Art, dann ü b e r h e b e n s i e s i c h » (E 134/135). Was die Ehepartner mit dem «vorgängigen» Treugelöbnis vermöchten, sei einzig «der feierliche Ausdruck der Bereitschaft, die Bindungen und Verpflichtungen sinngemäss anzunehmen, ohne sich damit anzumassen, der Erfüllung dieser und jener Verpflichtung ‚auf Lebensdauer‘ mächtig zu sein» (E 136). Keine geistige oder geistliche Macht könne dem «die unabdingbare Forderung oder Behauptung der Unauflöslichkeit» entgegenstellen (E 16). Michel weiss natürlich, dass er sich damit gegen Lehre und Praxis der Kirche stellt, der er deshalb vorwirft, die «Seinsstruktur der Ehe ‚an sich‘ zum praktischen Postulat erhoben und von aussen und oben

her der konkreten Ehe gebothhaft zugemutet» zu haben. Der Einzelne werde dadurch in unlösbare Krisen gestürzt und die «Freiheit eines Christenmenschen» eng beschränkt. «Es bleibt dann für den Einzelnen oft nur der Weg, entweder zu resignieren oder wahrhaft zu einer inneren Freiheit durchzubrechen, die ihn innerlich der Herrschaft der Gesetzmächte enthebt und in unmittelbarer Verantwortung vor Gott die Lebenshilfe ergreifen lässt, die ihm ‚zuhanden kommt‘. Es müsse das nicht Abwendung von der Kirche bedeuten, sondern könne sich als innerkirchliche Konversion vollziehen: «Gläubiger Mut zur Mündigkeit» (E 202/203).

Auf dem gleichen Wege seiner Wesensschau der Ehe gelangt Michel auch zu von der Lehre der Kirche abweichenden Ansichten über den ausserehelichen Geschlechtsverkehr, der nicht notwendig immer ein Treubruch sein müsse, ja sogar eine Vertiefung der Ehe bringen könne (E 137), und über die Geburtenregelung, bei der er dem «Einsatz verantwortungstragender Ueberlegung» offensichtlich einen grundsätzlich weiteren Spielraum gewährt, als dies in «Casti canubii», durch den Weg der Zeitwahl in der Ehe geschieht, ganz abgesehen davon, dass Michel als Hauptzweck der Ehe, ja eigentlich als einzigen die personale Erfüllung in der geschlechtlichen Du-Beziehung sieht, wenn er auch darin eingeschlossen «die innere Bereitschaft zum Kinde» als «Wesensbestandteil der Geschlechtsgemeinschaft» gelten lässt, weil der «gewollten Kinderlosigkeit eine egoistische Beschränkung der Partner auf das Anfangsstadium ihrer Zweisamkeit zugrunde» liege und so die «wechselseitige Selbstbezogenheit an die Stelle der inneren Gemeinsamkeit» trete (E 183).

Mit diesen Beispielen von offensichtlichen Konflikten der Thesen Michels am konkreten Objekt mit der Lehre der Kirche wollen wir die Darlegung abschliessen, um im folgenden Beitrag mit der Beurteilung zu beginnen.

## War Petrus in Rom?

Schon seit Jahren wird, bisher unter Ausschluss der Öffentlichkeit, unter dem Petersdom gegraben und ein Teil der heidnischen Gräberstadt neben dem Circus Neronianus freigelegt. In kirchlichen wie wissenschaftlichen Kreisen ist man auf die Ergebnisse dieser Grabungen begrifflicherweise äusserst gespannt. Papst Pius XII. wird sie im Laufe des Heiligen Jahres persönlich bekannt geben. Es dürfte deshalb einem weit verbreiteten Interesse entsprechen, wenn wir den heutigen Standort der Geschichtswissenschaft in dieser Frage noch einmal kurz festhalten.

### 1. Die nichtkatholischen Historiker

Im 19. Jahrhundert gab es noch eine Minderheit von nichtkatholischen Historikern, welche die Anwesenheit Petri in Rom als Legende bezeichneten oder doch für höchst zweifelhaft hielten. So vor allem ein paar ältere Rationalisten wie Neander, Paulus, Baur, später R. A. Lipsius, Erbes, Schmiedel. Weit aus die Grossezahl der namhaften Kirchenhistoriker hielten dagegen die Anwesenheit Petri in Rom für gesichert oder wenigstens für höchst wahrscheinlich.<sup>1)</sup> Harnacks und vor allem Hans

Lietzmanns gründliche Untersuchungen (Lietzmann, Petrus und Paulus in Rom. 1915, 1927<sup>2)</sup>) liessen nach 1900 alle Zweifel verstummen, der «consensus theologorum» zeigte keine Lücken mehr.

Erst in neuerer Zeit versuchte man wieder, die historische Tatsächlichkeit abzustreiten, so A. Bauer (1916), Dannenbauer (1932), Haller (1934) und vor allem Karl Heussi (War Petrus in Rom? Gotha 1936; War Petrus wirklich römischer Martyrer?, eine Auseinandersetzung mit Lietzmann. Leipzig 1937; ferner: Neues zur Petrusfrage. Jena 1937). Diese neueren Versuche haben indes irgendwelche tragfähigen Gegenbeweise nicht beigebracht, sie wurden deshalb von den nichtkatholischen Historikern allgemein abgelehnt, vor allem vom Altmeister Hans Lietzmann selbst (Petrus, römischer Martyrer. Berlin 1936, Sitzungsberichte der Berliner Akademie.<sup>2)</sup>)

Heussis Versuch ist also gründlich missglückt, der consensus theologorum über Anwesenheit und Martyrium

<sup>1)</sup> So Olshausen, Bleek, Credner, Gieseler, Guericke, Ewald, Niedner, Wieseler, Hilgenfeld, Spitta, Langen, E. Renan, J. Delitzsch, Lightfoot, Barnes, Harnack, Sieffert u. a. (S. Haucks Realenzyklopädie, Bd. XV, 1904, S. 186; ferner Wetzler-Weltes Kirchenlexikon, Bd. 9, 1895<sup>2</sup>, Sp. 1867 f.)

<sup>2)</sup> Ferner: Krüger (Petrus in Rom, 1932), Klostermann (in RGG<sup>2</sup>), Molland (in «Theol. Literaturzeitung», 1937, Sp. 439 ff.), E. Fascher (in Pauly-Wissowas Realenzyklop. d. class. Altertumswissenschaften, Bd. 38, 1938, Sp. 1335–1361), H. G. Opitz (in «Theol. Literaturzeitung», 1940, S. 24 f.), M. Dibelius (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie, 1941/42, S. 18 f.), Metzger (Calwer Kirchenlexikon, Bd. II, 1941, S. 514 f.), W. G. Kümmer (in Theol. Rundschau 1948, S. 34 f.), Katzenmayer (in Internat. kirchl. Zeitschrift, 1949, S. 243 f.) u. a.

der Apostelfürsten in Rom besteht seither verstärkt weiter. (Bei den katholischen Historikern war die Frage so wieso nie umstritten.) H. Dannenbauer, der gegen diese Phalanx vergeblich anrannte, sah sich nach eigenem Geständnis einer «ungewöhnlichen Einmütigkeit» der Historiker und Theologen beider Konfessionen gegenübergestellt (in Hist. Zeitschrift, Bd. 146, 1932, S. 239 f.). Der Grad der Bejahung schwankt freilich bei den einzelnen von der blossen Möglichkeit bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit und Sicherheit. Nüchtern formuliert lässt sich der Standort der nichtkatholischen Geschichtswissenschaft mit den Worten des Zürcher Theologieprofessors Kümmel umreißen (a. a. O.): «Zwei Tatsachen scheinen mir aus der Diskussion sicher hervorzugehen: Einmal ist es Heussi zweifellos nicht gelungen nachzuweisen, dass der römische Aufenthalt des Petrus durch irgendeine Quelle ausgeschlossen wird. Andererseits bleiben doch einige sehr wesentliche Argumente für den römischen Aufenthalt des Petrus schwer zu entkräften. So bleibt es wohl dabei, dass das römische Martyrium des Petrus höchst wahrscheinlich ist.»

### 2. Die Gründe dagegen

Positive Beweise gegen Anwesenheit und Martertod Petri in Rom gibt es keine, weder unmittelbare (gleichzeitige) noch mittelbare, weder literarische noch monumentale (archäologische). Heussi führte seine Beweisführung rein negativ, d. h. aus dem argumentum e silentio: Weil die Apostelgeschichte, der Brief des Paulus an die Römer, usw. usw. nichts von Petrus in Rom wissen, sei er eben auch nicht dort gewesen. Mit Recht wurde ihm von der protestantischen Kritik entgegengehalten, zuletzt noch von Prof. Kümmel: Das von Heussi durchgeführte argumentum e silentio hätte nur dann einen Wert, wenn die angeführten Stellen unbedingt von der Anwesenheit Petri in Rom hätten berichten müssen; gerade das habe aber Heussi zu beweisen vergessen (a. a. O., S. 37; ähnlich auch Katzenmayer, a. a. O., S. 244).

### 3. Die Gründe dafür

Unmittelbare Zeugnisse. Zunächst muss auch hier festgestellt werden, dass wir unmittelbare (gleichzeitige) Zeugnisse nicht besitzen, weder literarische noch monumentale (wenigstens bis jetzt; vielleicht schafft das angekündigte Ergebnis der Ausgrabungen unter St. Peter hier Wandel). Das einzige unmittelbare Zeugnis scheint die «Babylonstelle» des Ersten Petrusbriefes (5, 13) zu sein: «Es grüsst euch die Gemeinde in Babylon und Markus, mein Sohn.» Dass darunter Rom verstanden werden muss, darüber ist man sich einig (s. Kümmel, a. a. O., S. 35). Nun wird freilich von der nichtkatholischen Forschung die Verfasserschaft Petri bestritten. Der eigentliche Verfasser sei in paulinischen kleinasiatischen Kreisen zu suchen, der den Brief gegen Ende des 1. Jahrhunderts geschrieben habe. Aber auch diesen Fall angenommen (in die Frage der Verfasserschaft können wir hier nicht näher eingehen) ist der Erste Petrusbrief ein wertvoller Zeuge für eine schon Ende des 1. Jahrhunderts bestehende selbstverständliche Tradition: Petrus in Babylon (Rom). So Lietzmann (in Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1936, S. 398 f.).

#### Mittelbare Zeugnisse

a) Die Tradition: Zunächst ist festzuhalten, dass es in Frühchristentum und Urkirche nur eine Tradition gibt, nämlich die römische. Rom ist dieser Anspruch

nie bestritten worden, von einer Gegentradition besitzen wir nicht die geringste Spur.

Schon im 3. und 2. Jahrhundert gibt es eine ganze Reihe von Zeugen: Die Öffentlichkeit weiss von der Grabstätte des Petrus am Vatikanhügel, über ihr erbaut Konstantin deshalb seine Petrusbasilika (um 320). Aber nicht erst damals herrscht diese allgemeine Ueberzeugung. Schon für die Kirchenväter zwischen 200 und 250 ist es eine selbstverständliche, unbezweifelte Sache: Cyprian (gest. 258), Origenes (gest. 255), Tertullian (um 222 gest.), Clemens Alexandrinus (gest. 212), Irenäus (gest. 202) wissen von nichts anderem. Weiter: Caius schreibt um 200 in einem Brief aus Rom von den Grabstätten der beiden Martyrerapostel, die er selber gesehen habe, die des Petrus am vatikanischen Hügel, die andere an der Strasse nach Ostia. (Die jetzigen Ausgrabungen scheinen das von Caius bezeugte Petrusgrabmal entdeckt zu haben!) Dionysius von Korinth (gest. um 175) kennt ebenfalls die herrschende Tradition. (Die Texte bei C. Kirch, *Enchiridion fontium historiae eccles. antiquae*.)

Damit hören die direkten Bezeugungen auf. Ergebnis: Schon um 150 ist die Tradition vom römischen Martertod Petri (und Pauli) vorhanden und wird eindeutig bezeugt. Auch Heussi (a. a. O., S. 53 f.) gesteht das zu. Die beiden folgenden früheren Zeugnisse des Ignatius von Antiochien und des Clemens Romanus führen diese Traditionsreihe weiter, zwar nicht durch direkte, sondern nur mehr durch indirekte Bezeugung (s. unter b und c).

Die bisherigen archäologischen Ausgrabungen und Funde, auf die wir hier in Erwartung der bevorstehenden neuen Ergebnisse nicht näher eingehen, bestätigen voll und ganz die literarische Tradition des 3. Jahrhunderts, gehen aber nicht hinter das Jahr 200 zurück.

b) Ignatius von Antiochien (gest. in Rom unter Trajan, 98—117): In seinem Brief an die Römer, den er als Gefangener auf dem Transport nach Rom schrieb, um sein Kommen anzukündigen, heisst es: Sie sollten sich ja nicht bemühen, ihn frei zu bekommen und so sein Martyrium zu verhindern;

«Ich flehe zu euch, dass euer Wohlwollen mir keine Schwierigkeit bereite. Lasst mich eine Speise der wilden Tiere werden ... Lieber schmeichelt den Tieren ... Betet für mich zu Christus, auf dass ich durch diese Werkzeuge als Opfer für Gott erfunden werde. Nicht wie Petrus und Paulus befehle ich euch, jene waren Apostel, ich bin ein Verurteilter; jene waren Freie, ich bin bis zur Stunde ein Sklave, aber wenn ich gelitten habe, werde ich ein Freigelassener Jesu Christi sein...» (Kap. 4; griechischer Urtext bei Kirch, *Enchiridion*.)

Die Stelle redet also nicht direkt von der einstigen Anwesenheit Petri und Pauli in Rom. Aber warum und wozu nennt Ignatius ausgerechnet diese beiden Apostel im Brief an die Römer? (In seinen Briefen an andere Gemeinden nennt er diese beiden Apostel nie.) Warum nennt er im Römerbrief nicht andere Apostel, etwa Jakobus und Johannes? Mit Recht sagt der sonst sehr zurückhaltende Fischer gegen die Tendenz Hallers und Heussis, diese Stelle jeden Wertes zu entkleiden: «Auffällig ist jedenfalls die Zusammenstellung von Petrus und Paulus in einem Brief nach Rom und im Zusammenhang mit dem eigenen Martyrium. Jedenfalls scheint Ignatius die Tradition von Petrus und Paulus in Rom zu kennen und zu billigen. Diese Vermutung ist gewiss nicht voreilig oder unkritisch» (a. a. O., Sp. 1347).

Gewiss, die Ignatiusstelle beweist für sich allein genommen nur, dass die beiden Apostel in besonderen Beziehungen zur römischen Gemeinde gestanden haben müssen, sie beweist also nicht allzuviel für, noch weniger aber gegen. Vor allem muss festgehalten werden: Die

Stelle widerspricht nicht der bis 150 nachgewiesenen Tradition, sondern passt sich ihr ungezwungen ein. Angenommen, Petrus sei nie in Rom gewesen, hätte nie etwas mit der dortigen Gemeinde zu tun gehabt, dann hätte Ignatius diese Stelle kaum so schreiben können.

c) Erster Klemensbrief (Kap. 4—6). Er wurde um 95 n. C. im Namen der römischen Gemeinde an die Gemeinde in Korinth geschrieben, weil dort ärgerliche Eifersüchteleien und Streitigkeiten ausgebrochen waren. Der Brief warnt vor den Folgen solchen Streites, bringt dann ausführlich sieben bekannte Beispiele dafür aus dem Alten Testament und dann sieben Beispiele aus der jüngsten Geschichte der römischen Gemeinde selbst:

«Doch genug der alten Beispiele! Lasst uns zu den Helden der jüngsten Vergangenheit kommen, nehmen wir die tarferen Beispiele unseres Geschlechtes. Um Eifers und Neides willen wurden die grössten und gerechtesten ‚Säulen‘ verfolgt und mussten bis zum Tode ringen. Stellen wir vor Augen unsere<sup>3)</sup> Apostel: den Petrus, der um ungerechten Eifers willen nicht eine oder zwei, sondern vielerlei Mühsal ertrug und so als Martyrer zum verdienten Ort der Herrlichkeit einging. Um Eifers und Neides willen hat Paulus ... als Martyrer vor den Gebietenden gestanden. Diesen Männern, die fromm gewandelt waren, gesellte sich eine grosse Schar Auserwählter, die unter vielen Qualen und Martern ... ein herrliches Beispiel unter uns (!) wurden (Klemens schreibt im Namen der römischen Gemeinde!) Frauen als Danaiden und Dirken haben furchtbare und unmenschliche Misshandlungen erlitten ...» etc.

Zugestanden, von den beiden Aposteln wird nicht ausdrücklich gesagt, dass sie in Rom gemartert worden seien, aber sie werden im Zusammenhang mit den Opfern der Neronischen Verfolgung genannt, die sich bekanntlich auf Rom beschränkte. Wieder drängt sich die Frage auf: Warum nennt der Klemensbrief aus Rom diese beiden Apostel und nur diese beiden? Warum erwähnt er nicht den aus der Apostelgeschichte doch viel bekannteren Martertod des Stephanus und Jakobus? Antwort: Der Schreiber des Briefes will eben die Korinther an die römischen Geschehnisse erinnern, an die römischen Vorbilder, an deren Spitze er ganz selbstverständlich Petrus und Paulus stellt («unter uns», «unsere Apostel» usw.). So kommt denn Katzenmayer in seiner neuesten Untersuchung über den ersten Klemensbrief zum eindeutigen Schluss, «dass Petrus in Rom gewesen ist und dort als Martyrer gestorben ist» (in Internat. kirchliche Zeitschrift, 1949, S. 248).

Wir sind zwar im Gegensatz zu Katzenmayer der Ansicht, dass diese Stelle für sich allein genommen Anwesenheit und Martyrertod Petri in Rom nicht absolut sicher und unzweifelhaft, sondern nur höchst wahrscheinlich macht. Diese Wahrscheinlichkeit wird freilich im Zusammenhang mit der seit 150 eindeutig bezeugten Tradition u. E. zur Sicherheit verdichtet, worauf Katzenmayer mit Recht hinweist. Denn wollte man die Beweiskraft des Klemensbriefes einfach leugnen, so bliebe es unerklärlich, warum in der Ueberlieferung einzig Rom als Ort des Martyriums genannt wird und noch unerklärlicher wäre, wieso denn diese Ueberlieferung

<sup>3)</sup> Katzenmayer weist philologisch nach, dass Klemens das «unsere» betont (a. a. O.).

sich hatte durchsetzen können. Man überlege nüchtern: Wäre tatsächlich eine andere Stadt der Ort ihres Martertodes gewesen, so hätte die römische Tradition nie aufkommen können, wäre nie unbestritten geblieben. In diesem Lichte besehen wird der Klemensbrief zu einem Beweis, gegen den man vernünftigerweise nichts einwenden kann. Prof. Kümmel meint deshalb, dass «dieses wesentliche Argument» (Klemens) «schwer zu entkräften» sei, und es sei unbegreiflich, warum Klemens Romanus ausgerechnet «auf das Vorbild des Petrus und Paulus hinweise, ausser wenn die beiden Apostel die für Rom selbstverständlichen Martyrervorbilder waren» (a. a. O., S. 38).

Das eine dürfte jedenfalls feststehen: Wer immer dem Klemensbrief nicht absolute Beweiskraft zubilligen will, wird doch zugestehen müssen, dass Klemens nicht gegen, sondern für die um 150 eindeutig bezeugte Tradition steht, sich ihr vorzüglich einpasst und sie nach rückwärts verlängert. Kurz gesagt: Klemens dementiert die Tradition nicht, sondern bekräftigt sie.

#### 4. Schlussfolgerungen

1. Gesichert ist nur Aufenthalt und Martertod, alles andere (nähere Daten, Dauer des Aufenthaltes usw.) ist umstritten. — 2. Stichhaltige Gründe gegen gibt es nicht, dagegen eine ganze Reihe «schwer zu entkräftender Argumente» (Kümmel) pro. — 3. Man kann zwar u. E. der Ueberzeugung sein, dass diese Gründe keine absolute Sicherheit, sondern nur höchste Wahrscheinlichkeit ergeben, aber von da bis zur Behauptung, dass von Anwesenheit und Martertod Petri in Rom keine Rede sein könne, wäre ein mehr als kühner Schritt.

Wir schliessen mit den Worten Prof. Hans Lietzmann's (in Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1936, S. 402): «Es ist mir unzweifelhaft, dass auf jedem andern Gebiet eine solche Kombination (Klemens Romanus und Ignatius) sich allgemeiner Zustimmung erfreuen würde, und dass es hier ebenso sein würde, wenn es sich nicht gerade um eine These handelte, die unglücklicherweise dogmatische Bedeutung gewonnen hat und damit zu einer leidenschaftlich umkämpften Position geworden ist.» Mit andern Worten: hinter dem Versuch, die Anwesenheit Petri in Rom zu leugnen, steht keine wissenschaftliche Begründung, sondern Tendenz: Petrus darf nicht in Rom gewesen sein (wegen der römisch-katholischen Primatslehre), also ist er auch nicht dort gewesen...

Neueste katholische Literatur (die nicht-katholische s. oben): Neben den betreffenden Artikeln im «Jex. f. Theologie und Glaube» und im «Dict. de Théologie cath.», welche die ältere Literatur verzeichnen, sind die eingehenden Widerlegungen Heussis durch Altaner (in der «Theologischen Revue», Bd. 36, 1937, Nr. 4 und 5) und F. Peterson (im «Hochland» 35, 1937/38, S. 82 f.) zu erwähnen. Weitere Literatur: A. Ehrhard, Urkirche und Frühkatholizismus, Bonn 1935. — L. Kösters, Die Kirche unseres Glaubens, Freiburg 1935. — U. Holzmeister, Vita S. Petri Apostoli, Paris 1936 (mit Bibliographie). — G. Chevrot, Petrus der Apostel, 1938. — Ferner die neueren Kirchengeschichten von J. P. Kirsch (1930 f.), A. Fliche (1938 f.), die neueste Auflage von K. Bihlmeyer (1940 f.). F. St.

## AN UNSERE LESER IN DEUTSCHLAND

Den zahlreichen Anfragen betreffs Bezugsmöglichkeit der ‚Orientierung‘ in Deutschland können wir heute mit der Mitteilung dienen, dass unser Blatt ab 1. Januar 1950 in Deutschland bestellt und bezahlt werden kann.

Bezugspreis pro Jahr DM 10 50 pro Halbjahr DM 5 50

Bezahlungen an: Pfarramt St. Kunigund, Nürnberg, Scharrerstr. 32. Postcheckkonto Nürnberg 74760. Sonderkonto ‚Orientierung‘. Neu-Abbestellungen, Adressänderungen erbitten wir an oben angeführte Adresse. — Für Vermittlung von Adressen, die voraussichtlich an unserem Blatt Interesse haben, danken wir Ihnen zum voraus

# Wahrheit über China\*

## II. Die Haltung gegenüber der Kirche

### *Direkte Verfolgung*

Die Methoden der Kirche gegenüber sind die gleichen wie überall: Angeblich die Duldung, in Wirklichkeit die Verfolgung. «Glaubensfreiheit»: Dieses Schlagwort Mao Tse Tungs ist überall angeschlagen, es bildet die Einleitung zu jeder Diskussion mit einem Missionar. Von Freiheit wird um so lauter geschrien, je mehr man sich anschickt, sie zu vergewaltigen, denn unter Glaubensfreiheit ist zu verstehen: Freiheit zum Angriff auf die Religion! Zwei Beispiele:

Vor zwei Jahren stellte man einem Priester, der die Osterzeit in einer christlichen Gemeinde verbrachte, die Kirche wieder zur Verfügung, die sonst gewöhnlich als Kornspeicher oder Kommunistenschule benutzt wurde. Das bedeutete eine überraschende Gunst und ein Beweis nicht nur der Glaubens-, sondern sogar der Kultusfreiheit. Sofort aber nach der Messe, um 8.30 Uhr morgens, wurden die Gläubigen gezwungen, vier Stunden lang nüchtern in der Kirche zu bleiben, wo ihnen ununterbrochen die bekannten Schlagworte eingehämmert wurden: Es gibt keine Seele, Religion ist Opium für das Volk, der Katholizismus ist eine fremde Religion, das Gebet ist unnütz, die Zeit hierfür ist verloren für die Produktion!

Zwei christliche Offiziere wurden vor ein Volksgerecht schleppt: «Schwört eurem Glauben ab und man wird euch gut behandeln», wurde ihnen wohlwollend vorgeschlagen. Als sie sich weigerten, wurden sie sogleich niedergeschossen, worauf man ihnen das Herz aus dem Leibe schnitt und in Stücke riss.

### *Indirekte Verfolgung*

In der letzten Zeit scheinen die Kommunisten ihre Methode etwas geändert zu haben; sie wollen keine Märtyrer mehr schaffen.

Vor etwa 6 Monaten erklärte einer der Kommunistenführer seinem Freund gegenüber zynisch: «Es ist für uns sehr leicht, das Christentum auszurotten. Die ausländischen Missionare vertreiben wir als internationale Spione. Die ältern Seminaristen und auch die Nonnen verheirateten wir, die jüngern Seminaristen verstreuen wir in alle Gegenden und die eingeborenen Priester trennen wir vom Volk. Ohne Priester wird es bald genug vom Christentum abfallen.» Dieses Programm wird genau durchgeführt.

In den Prozessen werden die Missionare als Agenten des Auslandes behandelt. In den Verhören geht man vielfach so weit, anzuerkennen, dass sie in der Vergangenheit dem Volk allerlei Dienste geleistet hätten, jetzt aber seien sie überflüssig, weil nun eine chinesische Hierarchie aufgestellt worden sei. Jetzt seien die fremden Missionare gefährliche Agenten ausländischen Einflusses, welchen die chinesische Kirche von sich fernhalten müsse.

Die grösste Gefahr für das Christentum besteht aber in der Verführung der Jugend in den Schulen. In allen Schulen, sogar in solchen, wo katholische Lehrer noch geduldet werden (was allerdings sehr selten ist!), wird nur der Marxismus als Soziallehre verkündet. Die Vorlesungen an der katholischen Universität in Schanghai nehmen zwar ihren Fortgang, in den Stundenplan des Instituts wurde jedoch Marxismus als Pflichtfach aufgenommen. Der Unterricht in Marxismus wird von Professoren erteilt, die von den Kommunisten ernannt wurden. In den Städten ist die religiöse Unterweisung als Privatangelegenheit mancherorts noch zugelassen. Auf dem

Lande ist auch nicht eine katholische Schule übrig geblieben. Kinder und Heranwachsende, Burschen und Mädchen, sind absolut in den Händen der Kommunisten. Hier ist die Gefahr des Abfalles durch den unablässigen anti-religiösen Einfluss sehr gross. Schön jetzt stellt man in einzelnen Christengemeinden fest, dass die Kinder nicht mehr mit dem gleichen Vertrauen zum Priester kommen wie ehemals, teilweise aus Furcht, teilweise als Folge der Verleumdung. Irgend etwas dagegen zu unternehmen ist unmöglich, denn alle Christen sind aus den Behördenstellen entfernt worden.

Neben diesen Angriffen zählen die sonstigen Plackereien kaum mehr. Manchmal verweigert oder verzögert man ein korrekt gestelltes Durchreisegesuch eines Missionars, manchmal zeigt man sich im Gegenteil dem Gesuch sehr geneigt und lässt ihn anscheinend ungehindert verkehren, schikaniert und verfolgt dann aber alle jene, die den Missionar bei sich empfangen haben, bis sie selbst ihn bitten, seine Besuche einzustellen. Selbst wenn die obern Instanzen vielleicht eine weggenommene Kirche wieder freigeben, schliessen die untern Instanzen dafür andere. Für alle jene, die einige Jahre unter dem kommunistischen Regime zugebracht haben, ist kein Zweifel möglich, dass die katholische Kirche vernichtet werden soll. Kein Mensch täuscht sich über die Tatsachen. Selbst die Heiden sehen das durchaus ein und sie schätzen die Christen um so mehr. Sie sehen: Der Feind des Volkes ist der Feind der Christen, die Missionare leiden wegen ihres Einflusses auf das Volk und ihrer Wohltaten an ihm.

### *Das Verhalten der Christen*

Gegen diese versteckten Angriffe nehmen die Christen in ihrer Mehrzahl eine kräftige Abwehrstellung ein. Der Abfall gewisser Christen aus Gründen des augenblicklichen Vorteils lässt die Kirche nur noch strahlender und verehrungswürdiger erscheinen. Die standhaft gebliebenen Christen wünschen keine Kirche, die mit dem verhassten Kommunismus paktiert und die Angriffe auf den Heiligen Stuhl bestärken die Christen in ihrer Liebe zum Papst.

Ihre Priester, während des Tages Wanderdoktoren, Landarbeiter, Krämer, Bettler, spenden in der Nacht die heiligen Sakramente. Welche Erbauung während dieser Messen morgens um 2 oder 3 Uhr! Die Gläubigen drängen sich im kleinen Zimmer. 10- und 12jährige Kinder sind von Haus zu Haus gegangen, um die Gläubigen zur Teilnahme aufzufordern. Welche Inbrunst beim Empfang der Kommunion! Die Verfolgungen der Feinde haben das Zusammengehörigkeitsgefühl nur gestärkt, das Schlagwort von Gewissensfreiheit, Verhöhnung, Versprechungen, Drohungen, alles haben die Christen mitangehört, sie wissen, dass die Verfolgung weitergeht, es ist ja nicht die erste. Viele von ihnen zählen ihre Eltern zu den Märtyrern. Mit Gottes Gnade halten auch sie sich bereit.

## III. Der Gesamteindruck

### *Russischer Ursprung des chinesischen Kommunismus*

Wer den chinesischen Kommunismus genauer studiert und dabei erkennen muss, wie wenig tief er im chinesischen Wesen verwurzelt ist, stösst immer wieder auf den russischen Ursprung und Einfluss, denn von dort bezieht

er seine Ideologie und seine Methoden. Seine ersten Gruppen datieren vom Jahre 1920 und gehören seit 1922 der III. Internationale in Moskau an. Schon immer erhielten sie Weisungen und Unterstützung durch die Agenten der USSR, die in China wirkten. Jede der beiden Regierungen, in die sich China damals teilte, besass russische Agenten. In Peking war es Joffe, dann Karakan, ehemaliger Kommissär in auswärtigen Angelegenheiten, welcher der erste Gesandte in China wurde. Seine trüben Macheschaften führten am 7. April 1927 zu einer Hausdurchsuchung in den Gebäulichkeiten der Gesandtschaft. Man fand dort Pläne für einen kommunistischen Aufstand in Peking und eine Erhebung in Indochina. In diesem Augenblick pries Russland den Zusammenschluss der schwachen Staaten: China, Deutschland, Russland gegen die imperialistischen Staaten von USA, England, Frankreich! Jene Entdeckungen führten zur Ausweisung Karakans und zur Schliessung der Gesandtschaft. Im Süden waren es Borodin und Galen, die seit 1924 im Einverständnis mit der chinesischen Regierung die revolutionäre Armee vorbereiteten. 1926 gründete Borodin eine kommunistische Regierung in Hankau. Als er 1927 fliehen musste, liess er an der Spitze der Bewegung Li-Li-San und Mao Tse Tung zurück.

Ausserdem sind alle führenden Persönlichkeiten der kommunistischen Regierung Chinas in Russland geschult worden. Die meisten brachten mehr als zehn Jahre dort zu.

Wir verwundern uns darum nicht, dass das chinesische Volk das neue Regime als volksfremd, ja volksfeindlich empfindet. Gewisse Eigenschaften aber machen es dem Volke in tiefster Seele verhasst.

#### *Die volksfremde Art*

Was macht die Kommunisten zu wirklichen Volksfeinden? Vor allem ihre Härte. Als Vertreter einer zahlenmässig starken Partei, die ausschliesslich auf Kosten des Volkes lebt, ist jeder Beamte ein unerbittlicher Eintreiber, selbst wenn es auf Kosten des Lebensnotwendigen für das Volk geht. Dies gilt besonders in Hungerjahren. Im letzten Jahr, einem überaus regenarmen, organisierte man die Ernte der Weidenschösslinge und der Akazienblüten, welche das beschlagnahmte Korn ersetzen mussten. Unbeschreiblich ist die Ueberheblichkeit der Beamten oder der Polizisten, die ständig erklären: «Ich bin die Regierung!»

Hinzu kommt die Verlogenheit. Es scheint, dass für die Kommunisten die Sprache nur dazu dient, die Gedanken zu verhehlen. «In zwei oder drei Tagen seid ihr alle wieder frei», erklärt feierlich ein Polizeichef einer Gruppe von Missionaren. Am nächsten Tag kerkert man sie alle für Monate ein. Ein anderes Mal erklärt eine offizielle Persönlichkeit: «Die Regierung in ihrer Güte wird Sie begnadigen.» Einige Tage später waren sie zum Tode verurteilt. Als man bei der verantwortlichen Regierungsstelle gegen ungerechte Massnahmen der Volksgerichte protestierte, erhielt man zur Antwort: «Wie bedaure ich dies, ich wusste gar nichts davon. Uebrigens könnte ich auch gar nichts unternehmen, denn das Volk ist souverän!» Dabei war alles vorbereitet und von Agenten durchgeführt worden. Wir könnten die Beispiele beliebig vermehren.

Der Hass ist das hervorstechendste Merkmal und das eigentliche Wesen des chinesischen Kommunismus. In jedem Dorf ist das Schüren des Klassenhasses und -kampfes und seine jährliche Wiederbelebung, verbunden mit den Hinrichtungen im Herbst, die erste wirkliche Hand-

lung der Partei. Sobald die Kommunisten ein Dorf oder eine Gemeinde erobert haben, ist die erste Frage unweigerlich: «Welches sind eure Beschwerden, man wird euch Recht verschaffen.» Sogar den Mönchen gegenüber wagt man die Erklärung — die übrigens immer wirkungslos bleibt — «Deine Oberen nützen dich seit vielen Jahren aus, räche dich an ihnen, wir werden dir dabei helfen.» Eine Frau, die seit mehreren Stunden aufgehängt war zur Sühne für «Verbrechen» ihres vor mehreren Jahren verstorbenen Mannes, mussten alle Nachbarn mit Schlägen behandeln, damit Hass zwischen den Familien herrsche. Der Hass gründet sich auf Eifersucht. Man hasst um so heftiger, je angesehener und beliebter das Opfer ist, weil die Partei als die einzige Wohltäterin des Volkes es nicht zulassen kann, dass andere auch zum Wohle des Volkes arbeiten und sich Achtung und Anerkennung verschaffen. Zwei Beispiele:

In einem Dorf lebt ein unanfechtbarer Mann, von allen geachtet und um Rat angegangen, ein Richter in allen Zwistigkeiten. Er ist ein lebendiger Widerspruch zur Idee des Klassenkampfes. Zuerst wird er dem Gerichtsverfahren unterzogen. Während langen Stunden muss er knien, jedermann muss ihn schlagen und bespeien. Nachdem er mit den Füssen an einen Maulesel gebunden und durch das ganze Dorf geschleift wird, lässt man ihn frei. Er blutet heftig, ist aber standhaft geblieben, denn es ist ein Christ. — In einer Industriestadt ist der Erste, der vor Gericht geschleppt, gedemütigt und geschlagen wird, ein vorbildlicher Arbeitgeber, der vor Ankunft der Kommunisten Sozialwerke geschaffen hat, mit seinen Arbeitern ein anerkannt gutes Verhältnis unterhält und von ihnen hochgeschätzt wird.

Schliesslich erweist sich der Kommunismus als Vergewaltiger chinesischer Wesensart, indem er die Familienbindungen zerreisst, die in China viel stärker sind als sonstwo. Kindliche Ehrerbietung ist die erste Tugend in diesem Land, sie regelt alle Beziehungen. Für die Heiden bedeutet der Ahnenkult die Grundlage ihrer Weltanschauung. Den Eltern den Gehorsam verweigern, sie verhöhnen, ja sie gar anzeigen, wie es die Kommunisten wollen, widerspricht jedem Chinesen im tiefsten Herzensgrund.

In den Dörfern, wo alle Bewohner zu ein paar wenigen Sippen gehören, sind es die Aeltesten, die Familienoberhäupter, die in Notzeiten die einzige feste Stütze sind, welche die Autorität ausüben und unwidersprochen Entscheidungen treffen. Diese angesehenen Männer durch Schurken, durch die Uebelsten des Dorfes zu ersetzen, ja sogar von diesen gezwungen werden, die hochverehrten Männer zu beleidigen und hinzumorden, das verletzt das Empfinden des Chinesen aufs tiefste.

Dem friedfertigen Charakter des Chinesen widerstrebt es daher durchaus, den «Teon teheng», den Klassenkampf loben zu hören, gezwungen zu werden, an den grausamen Volksgerichten teilzunehmen. Täuschen wir uns nicht und lassen wir uns nicht von den Erscheinungen blenden! Wohl beugt der Chineser gegenwärtig seinen Nacken, weil ihm nichts anderes übrig bleibt. «Maio faze» (es nützt nichts) wiederholt er immer. Gezwungen dazu, spricht er im «Volksgericht» die Verwünschungen und die Schlagworte nach, er nimmt teil an den schrecklichen Gerichtsszenen. Aber es wäre ein grosser Irrtum, zu glauben, er sei also für das Regime gewonnen. Am Abend des Gerichtstages gibt er oft zurück, was er genommen hat, wenn er es kann. Auf alle Fälle häuft sich Tag für Tag sein Groll gegen seine kommunistischen Peiniger, bis zur Stunde der Vergeltung, da die Schuldigen bestraft werden. Wenn er alle fremden Herrscher besiegt hat, die Mongolen, Mandschus, Japaner, wird er nicht auch über ein System Sieger werden, das für ihn ebenfalls zu tiefst fremd ist?

# Ex urbe et orbe

*Auch eine Perspektive*

Noch immer ist Spanien von der westlichen Völkergemeinschaft praktisch ausgeschlossen. Nicht bloss gehört es zum guten Ton, seinen Staatschef mit Mussolini und Hitler zu vergleichen, man begnügt sich auch damit, seine starke religiöse Einheit verächtlich nur aus mittelalterlicher Geisteshaltung zu verstehen. Noch immer betrachten es manche Regierungen als selbstverständlich, Handelsbeziehungen und diplomatischen Verkehr mit Ost-diktaturen aufrechtzuerhalten und mit Rotchina solche anzuknüpfen, dabei aber gleichzeitig mit heuchlerischem Selbstbewusstsein ein sogenanntes «faschistisches» Spanien zu ächten. Man braucht sich über diese Inkonsistenz und schon etwas verdächtige Alogik nicht allzusehr aufzuregen. Mögen ganz unbewusst religiöse Ressentimente gegen einen fast rein katholischen Staat bei dieser ablehnenden Haltung mitspielen, sie ergibt sich fast zwangsläufig allein schon aus dem kurzfristigen Nützlichkeitsdenken, das immer mehr auch in der grossen Welt-politik an Boden gewinnt. Und doch ist heute die Situation so, dass man einmal die Frage vorlegen müsste, wie es denn eigentlich um unser Mitteleuropa bestellt wäre, wenn 1939 an der Stelle von Francos Armeen der Kommunismus mit sowjetrussischer Hilfe in Spanien gesiegt hätte. Wären dann nicht Frankreich, Italien, Westdeutschland, Belgien, Holland und die Schweiz in der Zange zwischen einem nordöstlichen und südwestlichen Kommunismus eingeklemmt worden? Thorez und Togliatti hätten dann wahrhaft ein ziemlich leichtes Spiel, und schwerlich könnte man sich vorstellen, wie das Nachkriegsdeutschland auch nur im Westen eine grosse Widerstandskraft gegen den Kommunismus aufzubringen vermöchte. Die kommunistische Zange könnte jederzeit hart genug zupacken; ähnlich wie in den östlichen Satellitenstaaten. —

Sind das bloss Phantasien, wie es hätte herauskommen können, wenn ...? Eine etwas verwegene Perspektive ohne gesundes Augenmass? War das nicht vielmehr der längst ausgeklügelte Plan Lenins gewesen, den Stalin dann während des spanischen Bürgerkrieges zu realisieren sich redlich Mühe gegeben hat? Man dürfte das nicht vergessen. Es wäre an der Zeit, dass man über die Rolle Spaniens im heutigen Europa etwas realpolitischer und gleichzeitig auch etwas europäischer und sogar christlicher zu denken begänne. In Nordamerika scheint man endlich dafür den Blick frei zu bekommen. Allmählich erkennt man dort den politischen Wert der unschätzbaren Rückendeckung, die Spanien Europa in den letzten Jahren geboten hat. Wäre nicht immer noch der sture Widerstand des englischen Labourregimes, mit seiner an engstirnigen Sektengeist erinnernden Haltung, dann wäre es längst möglich gewesen, diese Rückendeckung so stark zu gestalten, dass Westeuropa heute zuversichtlicher seine Auseinandersetzung mit dem Kommunismus halten könnte. Wir glauben nicht, dass dies gleichbedeutend wäre mit einer Austreibung des Teufels durch Beelzebub. Eine spätere Zeit wird wahrscheinlich einmal zugeben müssen, dass die wenig demokratische, intransigente Art des gegenwärtigen Spanien nicht nur seine Schwäche war, sondern eine zwar unsympathische, aber vielleicht nicht überflüssige Hilfe, ohne die es entweder dem relativistischen Aufweichungsprozess, oder entsprechend dem zu Extremen neigenden Nationalcharakter wahrscheinlicheren kommunistischen Terrorregime verfallen wäre. Dann aber wäre die verwegene Perspektive wohl Wirklichkeit geworden. Wäre das wünschbar gewesen?

*Wird Indien dem Kommunismus standhalten?*

Der Blitzkrieg des Kommunismus in China und das ungestüme Weiterdrängen der roten Infiltration in ganz Ostasien lässt die Frage nach der inneren Festigkeit Indiens brennend aktuell werden. Wird die junge Republik, die vor unermesslichen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Schwierigkeiten steht, den Lockungen und Drohungen des Kommunismus widerstehen können? Oder wird dieser ausgedehnte Subkontinent mit seinen über 337 Millionen Einwohnern die materialistischen Ideen eines Marx und Lenin kritiklos zu den seinen machen, nachdem er so begeistert dem etwas weltfremden Spiritualismus eines Gandhi gefolgt war? Die Extreme berühren sich vielleicht nirgends so stark, wie gerade im indischen Menschentyp, der die schroffsten Gegensätze von sublimen religiöser Geistigkeit und massiv-brutalem Krämergeist zu vereinigen vermag. Die kommunistische Propaganda dürfte es nicht allzu schwer haben, einer grossen unwissenden Masse ihre Idee einer schöneren Welt plausibel zu machen, da diese Masse an den lebensnotwendigsten Gütern Mangel leidet, da der grosse Flüchtlingsstrom eine bedenkliche Unordnung mit sich gebracht hat, und obendrein die Besitzenden sich weigern, gesünderen sozialen Grundsätzen zuzustimmen, obwohl vielleicht nirgendwo ein schreienderer Gegensatz zwischen Arm und Reich besteht als gerade in den Grosstädten Indiens. Dazu kommt die innere Haltlosigkeit der herangezuchteten Intellektuellenschicht, die das viel gefährlichere seelische Proletariat geschaffen hat, Menschen, die nur noch von Nützlichkeitsbetrachtungen sich leiten lassen, und der grossen Masse nichts Tieferes mehr zu bieten haben.

Kürzlich berichtete der Direktor eines Instituts von Pattanakad in den Vereinigten Staaten von Travancore und Cochin, dass sich der Kommunismus besonders stark im Nordosten Indiens und im äussersten Süden auswirke. In Travancore erhielten die Kommunisten bei den letzten allgemeinen Wahlen  $\frac{1}{3}$  der gesamten Stimmenzahl, und die Gewerkschaften sowie der Studentenverband stehen in diesem Gebiet unter kommunistischer Führung. Bei den kürzlich stattgefundenen Stadtratswahlen sind mehrere Kommunisten an die Stelle von Mitgliedern der führenden Kongresspartei gerückt. — Auch aus den grossen Städten werden kommunistische Erfolge gemeldet. Das indische Wirtschaftsleben soll systematisch durchgesetzt werden. In den grossen Textilfabriken von Bombay, Ahmedabad und Kalkutta, in den grossen Eisenbahngesellschaften zeigt sich bereits der neue Einfluss. Wenn auch die kommunistische Organisation nur 95,000 Mitglieder umfasst, so darf doch ihre Stosskraft in einem Lande, das bis vor kurzem noch Millionen von völlig rechtlosen Parias und Kastenlosen hatte, nicht unterschätzt werden.

Die katholischen Bischöfe Indiens haben vor Weihnachten in einem eigenen Hirtenschreiben auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Sie haben vor allem auf die schwächste Einbruchsstelle hingewiesen, die soziale Not. Wenn die kommunistische Propaganda erkläre, das Land stünde vor der Alternative: Kommunismus oder Kapitalismus, es müsse den Kommunismus wählen, wenn es einen Ausweg aus den wirtschaftlichen Schwierigkeiten wünsche, so betonen die Bischöfe dagegen die Unhaltbarkeit dieser Alternative und fordern die Lösung der Fragen durch die Vernunft und die soziale Liebe:

«Das wäre ein trauriger Tag, an dem wir es zulassen sollten, dass das Vorkämpfertum für die sozial Benachteiligten in die Hände der Gottesfeinde überginge. Diese Rolle gehört den Katholiken.»

Es gibt in Indien 4,680,000 Katholiken. Wenn 95,000 unter ihnen ebenso mutig und einsatzbereit die christliche Lösung vertreten würden, wie die Kommunisten, liesse sich dann die grosse Gefahr nicht bannen, freilich immer vorausgesetzt, dass es ihnen gelänge, die breiten, gewaltigen Massen nicht zwar zu überzeugen, aber doch zu gewinnen?

*Heiliges oder unheiliges Jahr?*

Unsere vorausgehenden Gedankengänge sind inspiriert von der bedrohlichen Lage, in der sich die Welt heute nun einmal befindet. Die Spannungen haben in den letzten Wochen eher zugenommen. Durch die Ereignisse in Ostasien, die ja im Grunde noch im Anfangsstadium stehen, ist auch in unserer westlichen Welt wieder alles in Bewegung geraten. Unabgeklärt ist die Lage nicht allein in Berlin, sondern auch in Oesterreich. Unsicher bleibt der Ausgang der Wahlen in England, aber auch die Stabilität der Regierung in Frankreich. Und mitten in Europa wird auf voraussichtlich noch lange Dauer das ungelöste Problem Deutschland zu schaffen machen. Am bedrohlichsten jedoch scheint uns das grosse Wettrüsten zu sein, das nun auf beiden Seiten eingesetzt hat. Der Kampf um den Vorsprung in der Atombombenforschung muss fast als ausschlaggebend für die Erhaltung des Weltfriedens betrachtet werden. — Man kann also nicht behaupten, dass das Heilige Jahr 1950 bis jetzt zu einer grösseren Befriedung geführt habe.

Gewiss haben katholische Staatsmänner bei der Eröffnung dieses Jahres wichtige und herrliche Worte gesprochen. Und noch mehr Beachtung haben die ernstesten und eindringlichsten Sätze des Papstes von der Rückkehr zu Gott und dem grossen Verzeihen gefunden. Auch werden Millionen von guten Katholiken nicht bloss äusser-

lich eine Wallfahrt nach Rom unternehmen, sondern innerlich immer wieder jenen Gesinnungswandel zu vollziehen sich bemühen, auf den es für den Einzelnen schliesslich ankommt. Und doch will uns scheinen, der gewaltige Elan des guten Willens müsse auch im öffentlichen, politischen und kulturellen Leben sich auswirken. Oder sind wir schon soweit, dass wir uns in unseren eigenen Kreisen nicht mehr stören lassen wollen, dafür aber auch nurmehr als passive Zuschauer das Weltgeschehen registrieren, ohne die Forderung Christi zu verwirklichen: «Feuer kam ich zu senden, und was will ich, als dass es brenne?»

Es wäre ungerecht, wollten wir nicht zugeben, dass die Katholiken in manchen Ländern sich sehr anstrengen, christliche Grundsätze auch im öffentlichen Leben erneut durchzusetzen. In fast allen Ländern Westeuropas kämpfen die Katholiken zäh und energisch für die notwendigen katholischen Schulforderungen. Besonders in England hat die katholische Männerwelt in den letzten Wochen ihren Bischöfen in dieser Frage überzeugungsharte Gefolgschaft geleistet, und ist bereit, auch bei den kommenden Wahlen diese Frage zu berücksichtigen. Ebenso kämpfen die Katholiken in andern Ländern, besonders in Oesterreich, aber auch in Frankreich und Westdeutschland gegen die zunehmende Welle von Schmutz und Schund, gegen die in grossem Masstab begonnene Verführung der Jugend zu sexueller Verwahrlosung. Schwieriger aber wird der Kampf auf dem eigentlich politischen Felde bleiben, wo es gilt, Gerechtigkeit und Menschenwürde zu verteidigen, auch wenn darunter mancherlei Handelsbeziehungen und materielle Vorteile vorübergehend zurückgestellt werden müssen. Aber die Katholiken werden an diesem Kampf nicht vorbeikommen, wenn es ihnen ernst ist mit dem Programm des Heiligen Jahres, der Rückkehr zu Gott. Oder wird dieses Jahr als ein sehr unheiliges in die Weltgeschichte eingehen?

Rn.

*Der Artikel über «Mitbestimmungsrecht» der Arbeiterschaft» wird in der nächsten Nummer fortgesetzt.*

**Herausgeber:** Apogetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

**Inseraten-Annahme:** Administration «Orientierung», Zürich 1 Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

**Abonnementspreise:** Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Luxembourg-Belgien: Jährl. Lfr. 140.—. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrerstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 12.50, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Ryesgade 26, Aarhus. — Frankreich: Bestellungen durch Mr. Wolf Pierre, Illfurth Ht/Rh.

**KATHOLISCHER DIGEST**  
AN ALLEN KIOSKEN

Jahresab. Fr. 12.—  
Generalvertrieb:  
**A. GUILLET**  
Schaffhausen Pf. 287

Deutsch - Französisch - Englisch - Ital. à Fr. 1.50

**NZN VERLAG**  
BÜCHERREIHE ORIENT UND OKZIDENT  
ALEXANDER RANDA  
**Orient und Okzident**  
Einführungsband Lein. Fr. 8.80

Kathol. Heime bei St. Moritz  
Oberengadin **Celerina** 1730 m ü. M.

**Schülerheim Albris** | **La Margna** Tel. 3 33 52  
Tel. 3 40 86 | Knaben bis 6,  
Knaben von 6—16 Jahren | Mädchen bis 14 Jahre

Primar- und Sekundarschule

Indikationen: Asthma, Bronchitis, Drüsenerkrankungen,  
Blutarmut, Ermüdungszustände, Nervosität, Rekonvaleszenz.

Hausarzt, dipl. Schwester, Krankenkassen  
Nähere Auskunft durch die Leitungen der Häuser.

ST. M. AUGUSTINA FLÜELER



**PARAMENTE**

MIT 40 WIEDERGABEN  
AUSGESUCHTER PARAMENTE Fr. 18.75

Ein schöpferisches Buch, anregend und wegleitend

**BURCH — KORRODI**

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte